

Familienblätter.

Sonntag-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 14.

Posen, den 6. April.

1884.

Blau Augen.

Novellette von R. Ynot.

(Nachdruck verboten.)

„Was soll ich nur mit Dir anfangen, Ella?“ fragte der Gerichtsrath Berthold Rosen, indem er einen eben gelesenen Brief zusammenfaltete, um dann die Tasse Kaffee aus den Händen seiner Nichte zu nehmen, welche diese ihm reichte. Als das junge Mädchen nun das blass, runde Gesicht zu ihm erhob und ihre großen braunen Augen verwundert zu ihm hinüberschauten, fuhr er, auf den Brief deutend, fort: „Da schreibt mir die Madame Vechère, ihr Pensionat sei so überfüllt, daß sie Dich vor Ablauf dieses Quartals unmöglich bei sich aufnehmen könne. Nach Ostern würde es vielleicht geschehen können, aber das nützt uns doch absolut nichts. Zu Fräulein Markus, dieser wunderlichen alten Jungfer, möchte ich Dich doch nicht wieder zurückbringen, und ich denke, Du bist auch froh, nicht mehr dort sein zu müssen.“

„Ach ja,“ schaltete das junge Mädchen ein, mit einem aus tieffster Brust geholten Seufzer.

„Ach ja,“ wiederholte der Gerichtsrath, ihren Ton nachahmend, „aber ich bin dadurch in der größten, in der allergrößten Verlegenheit, denn ich kann Dich doch mit der Mamsell Herzkel unmöglich hier während der zwei Monate allein lassen? Ich werde, da es mir nun endlich gelungen ist, mich auf sechs Wochen frei zu machen, meine so lange geplante Reise wirklich noch aufgeben müssen und nur, weil ich nicht weiß, wo ich Dich unterbringen soll.“ Er schob ärgerlich die Zeitung, die neben seiner Tasse lag, weiter zurück, genoss einige Schluck des heißen, dunklen Trankes und sagte, als Ella eben die Thür des Nebenzimmers hinter sich schloß: „Und an alledem und noch sehr vielem andern ist einzig und allein meine Gutmüthigkeit schuld. Was brauchte ich als Junggefelle mir auch die Last mit dem Mädels aufzubürden? Freilich damals, als Fanny starb, und sie mich mit den lieben Augen bittend anschaute und bat: „Bruder Berthold, verlaß mein Kind, meine Ella nicht,“ da freilich habe ich an keine Unbequemlichkeit gedacht. Ja, ich glaube, wenn ich damals die Gewißheit gehabt hätte, lebenslang für das Mädels arbeiten und hungern zu müssen, ich hätt' es ihr doch zugeschworen. — Nun ist sie schon über zehn Jahre in meinem Hause und ich habe sie liebgewonnen. Es ist auch ein gut' Ding um das Bewußtsein, auf der ganzen, weiten Welt wenigstens ein Herz zu haben, das in Liebe an uns hängt, das durch unsern Kummer betrübt, durch unser Glück erfreut wird. — Ja, ja, Fanny, als ich es Dir zugeschworen hatte, Dein Kind zu lieben, da sagtest Du noch, ich solle dieses Wortes auch eingedenk bleiben, wenn mein Herz einmal von einem anderen Bilde erfüllt ist, wenn ich ein Weib mein nenne — aber nein Fanny, Du kannst ruhig schlafen, denn das wird nie so kommen. Nur ein Weib, das Deine Augen hat, könnte in meinem Herzen Liebe erwecken, und solche Augen giebt es auf Erden nicht mehr, sie erlöschten für immer als Du sie zum letzten Schlummer geschlossen. — Es ist eine Thorheit, jetzt mit fünf und vierzig Jahren noch an dergleichen Dinge zu denken;“ und wieder setzte er die Tasse an den Mund.

Da kam Ella zurück, in der einen Hand eine Kiste Cigarren, in der andern ein Feuerzeug tragend, das sie neben die blickende Kaffeemaschine auf den Tisch setzte. Nachdem sie dann sorgsam die Spitze von einer Cigarre geschnitten, steckte sie dieselbe in Brand und that mit zusammengekniffenen Augen einige schwachezüge davon. Sie dem Onkel reichend, sagte sie dann: „Es ist

Deine Frühstücksorte. Siehst Du, das ist die Kiste mit den rothen Bändern.“

Der Gerichtsrath, welcher mit heiterm Lachen der ergötzlichen Szene zugeschaut, nickte befriedigt und blies blaue Rauchwolken vor sich in die Luft. Ella hatte seine Tasse noch einmal gefüllt und dann ihm gegenüber Platz genommen. „Onkel Berthold,“ begann sie nach einer Pause, in welcher der Gerichtsrath sich gemüthlich an den hohen geschnitzten Stuhl zurückgelehnt, „Onkel Berthold, mir ist ein Ausweg aus Deiner Verlegenheit eingefallen.“

„So?“

„Ja, und Du wirst ebenso erstaunt sein, wie ich, daß wir nicht eher darauf gekommen sind.“

„Nun, und das wäre?“

„Ja, siehst Du, Onkel Berthold, um mich während Deiner Reise recht gut aufgehoben, in den allerbesten Händen zu wissen, brauchst Du mich ja eben nur mitzunehmen.“

„Sieh einmal an!“ Und der Gerichtsrath sah mit einem merkwürdig verwunderten Gesicht zu Ella hinüber, aber diese fuhr schnell fort: „Weißt Du noch, Onkel Berthold, als ich vor Weihnachten so krank war, da sagte der Doktor, Du würdest im Frühjahr mit mir reisen müssen, damit ich meine rothen Backen wieder bekomme. Und dann habe ich doch die italienischen Stunden mit Dir nehmen dürfen und Du hast mir sogar zugestanden, daß ich fast noch bessere Fortschritte gemacht, als Du selbst. Und dann ist bald mein Geburtstag und auf dem Wunschzettel, den ich vorhin auf Deinen Schreibtisch gelegt, habe ich nur den einen Wunsch geschrieben, mitreisen zu dürfen. Und dann denke nur, Onkelchen, was ich so lange anfangen sollte, wenn ich immer allein wäre und Dich nicht sehen dürfte; und Zeit und Lust, um mir zu schreiben, würdest Du auch wenig übrig haben. Und dann —“

„Aber Kind, Ella, ich bitte Dich, höre auf, mir noch mehr Gründe herzuzählen,“ rief Onkel Berthold „es sind wahrhaftig schon genug. Ich will Dir dagegen nur sagen, daß ich es für vollständig früh genug halte, wenn Du auf Deiner Hochzeitsreise nach Italien kommst.“

„Aber, Onkelchen, dann komm ich ja niemals hin! Du weißt es ja, daß ich mich nicht verheirathen werde, damit ich immer bei Dir sein kann. Hast Du nicht gestern erst gesagt, es sei doch ein ganz anderes Leben in Deinem Hause, seit Du nicht nur der Mamsell Herzkel mürrisches Gesicht zu sehen bekommst, sondern viel, viel öfter das lachende Deiner Ella? Und da ich das weiß, werde ich doch nicht von Dir gehen? Ich thät es nicht einmal, wenn ich Dich nicht halb so lieb hätte, lieber, böser Onkel Berthold.“

Sie war aufgesprungen, hatte den einen Arm um den Nacken des Gerichtsraths geschlungen und schaute ihm voll in das männlich hübsche Gesicht.

„Wie schade, Ella, daß Du nicht Deiner Mutter Augen hast,“ sagte er plötzlich und strich liebevoll mit der Hand über ihre Wangen. „Im Uebrigen wirst Du ihr von Tag zu Tag ähnlicher. Das ist ihr seidenweiches braunes Haar, das ist ihr Antlitz Zug um Zug.“

„Ich entsinne mich noch,“ erwiderte das junge Mädchen gedankenvoll, „als mich die Mutter einmal auf den Knien gehalten, — es muß ganz kurz vor ihrem Tode gewesen sein —

da sagte sie: „Ella, Du hast Deines Vaters treue braune Augen, darauf kannst Du stolz sein, denn durch den tiefen Glanz dieser Augen habe ich ihn zuerst lieben gelernt.“ Dann küßte sie mich und schickte mich zu Bett. Während ich dann im Schlafzimmer auf Susanne wartete, die mir beim Auskleiden behilflich sein sollte, trat ich vor den Spiegel. Susanne, welche mich dabei überraschte, schalt über meine Eitelkeit, bis ich in Thränen ausbrechend rief: „Ich wollte mir ja nur ansehen, was für Augen der Vater gehabt.“

„Ja, Fanny hatte Recht. Du hast seine Augen,“ erwiderte der Gerichtsrath mit einem Seufzer.

Ella zog einen Stuhl dicht neben ihn und fragte, indem sie seine Hand schmeichelnd in die ihren nahm: „Onkel Berthold, weshalb wirst Du nur immer traurig, wenn wir von der Mutter und dem Vater sprechen? Die Mutter war doch Deine Schwester, hast Du den Vater nicht leiden mögen?“

„Er war mein liebster Freund.“

„Aber weshalb dann?“

„O, es ist eine alte Geschichte und eine einfache dazu.“ Er stützte den Kopf in die Hand und sah gedankenvoll in das zitternde Licht der Morgensonne, welches durch das Fenster an die Wand drüben fiel und die bronzenen und messingenen Zier- teller, die dort neben dem geschnittenen Büffet hingen, goldig er- glänzen ließ.

Dann erzählte er: „Ich war ein blutjunger Student, eben siebenzehn Jahre alt und kaum vierzehn Tage erst in H., als ich an einem warmen Sommer-Nachmittage im Walde umher lief. Die lyrische Kinderfrankheit war seit meinem Aufenthalt in der poetischen Musenstadt so recht eigentlich zum Ausbruch gekommen. So warf ich mich denn, als ich mich müde und heiß gelaufen, endlich in das Moos, stützte die Ellenbogen auf die Erde, das Kinn in die Hände und sah träumerisch in die blaue Luft, in das grüne Laub und in die sinkende Sonne. Da tönte von fern her Glockengeläute durch die abendliche Stille und sollte ich nicht vor Entzücken vergehen, so mußte ich meinen Gefühlen Ausdruck geben. So holte ich denn mein Taschenbuch hervor und schrieb in einem, eben nicht immer richtigen Versmaß Strophe auf Strophe hinein, bis das Glocken- geläut verstummt, die Sonne unter den Horizont gesunken war und die Dämmerung hereinzubrechen begann. Da plötzlich war mir, als höre ich leises Schluchzen. Ich sprang auf und ging dem Schall nach, aber da schwieg er. Ich rief ein lautes Hallo in den Wald, der erschreckte Schrei einer Kinderstimme ant- wortete mir, und dann ertönte wieder lauterer Weinen, aber es schien, als laufe das weinende Kind vor mir davon. Ich eilte dem Ton nach, so schnell ich konnte, und nach einer Jagd von wenigen Minuten sah ich ein weißes Kleidchen und blaue Bän- der durch die Bäume schimmern. Dann sah ich lange, hell- braune Locken fliegen und endlich die ganze feine, zierliche Gestalt eines kleinen Mädchens. Einmal wandte der kleine Flüchtling seinen Kopf und flüchtete, da kein Davonlaufen mehr half, hinter einen dicken Baumstamm. Eine Weile folgten wir unsere Jagd um den Baumstamm noch fort, aber das Kind war so leicht und so gewandt, daß ich es nicht erfassen konnte. So blieb ich endlich stehen und fragte: „Fürchtest Du Dich vor mir?“

„Ja.“ Es war eine glockenhelle Kinderstimme, die das sprach.

„Weshalb denn?“

„Weil ich nicht weiß, wer Du bist, und weil es schon dunkel wird und weil ich mich verlaufen habe.“

„Was soll ich thun, damit Du Dich nicht mehr fürchtest?“

„Sage mir, wie Du heißt.“

„Berthold.“

„Berthold,“ wiederholte die helle Stimme, „und was bist Du denn?“

„Student.“

„Bist Du auch lustig?“

„Ja, sehr gern.“

„Bleib einmal ganz ruhig stehen; willst Du?“

„Ja, aber weshalb denn?“

„Ich will Dich anschauen.“

Gleich darauf bog sich ein Kopf hinter dem Stamm her-

vor und ein frisches Kinder Gesichtchen sah mich neugierig und prüfend an.

„Nun, sehe ich denn so zum fürchten aus?“ fragte ich lachend.

Sie schüttelte ernsthaft das lockige Köpfchen und kam lang- sam hinter dem Stamm hervor, das kurze Röckchen des Kleides noch immer zusammengefaßt, um im Nothfall sicherer ent- schlüpfen zu können.

„Wirst Du mich nach Hause führen?“

„Ja. Deshalb eben kam ich Dir nach; ich dachte es mir, daß Du Dich verlaufen. Nun mußt Du mir aber sagen, wie Du heißest und wo Deine Eltern wohnen.“

Sie nickte. „Ich heiße Fanny und die Mama wohnt in der rothen Villa vor der Stadt und der Papa ist im Himmel. Und nun bringst Du mich nach Hause, nicht wahr, ehe es noch dunkler wird.“

„Jawohl, Fanny.“ Dann sprang sie auf mich zu, ergriff meine Hand und wir wanderten mitsammen durch den dämme- rigen Wald. Sie sammelte Blumen, um meinen Hut zu schmücken, und erzählte mir dabei von Thyra und Miez, die sich immer zankten, von ihrer Lieblingspuppe und auch von der Mama. Endlich traten wir aus dem Walde ins Freie. Es war fast dunkel geworden und die kleine Fanny, die erst so heiter neben und vor mir hergesprungen, wurde stiller und ihr Schritt immer langsamer. Endlich blieb sie stehen und fragte: „Ist es noch sehr weit bis nach Hause, Berthold?“

„Bist Du müde?“ gegenfragte ich.

„Ja, so sehr müde.“

„Nein, Fanny, es ist nicht mehr weit,“ suchte ich sie zu beruhigen, „doch komm, ich will Dich nach Hause tragen.“

„Aber ich bin schwer,“ meinte sie.

„Nun, es wird schon gehen.“ Damit hob ich sie auf. Sie schlang die Arme um meinen Hals, schmiegte den Lockenkopf an meine Schulter und sagte leise: „Ich danke Dir, Berthold.“

Es dauerte gar nicht lange, so war sie eingeschlafen und ich wanderte vorsichtig und behutsam weiter auf der jetzt mond- beschienenen Chaussee. Nun erhoben sich hier und da zu beiden Seiten zerstreut liegende, Gärten umgebene Villen. Aber in welcher mochte Fanny's Mutter wohnen? Ich konnte nicht einmal einen der Vorübergehenden fragen, da ich ihren Fa- miliennamen nicht kannte und doch mochte ich das kleine Mäd- chen auf meinen Armen nicht wecken. Endlich fand ich denn auch nach Fanny's Erzählungen die richtige heraus. Da lag die kleine, im Rohbau ausgeführte Villa mitten im Garten, da stand der große, über und über blühende Fliederbaum, dort war Thyra's Hütte und er selbst an der Kette davor. Selbst die Miez fehlte nicht, aber sie hockte jetzt friedlich auf der obersten Stufe der Steintreppe, welche zu einer kleinen Veranda führte. Während ich die nur angelehnte Gitterthür öffnete und leise in den Garten trat, kam eine Dame hinter dem Hause hervor, den Kiesweg entlang auf mich zu. Ich ging ihr nun auch schneller entgegen und in dem Augenblicke, als ich ihr so nahe kam, um sie anreden zu können, sprang Thyra mit wüthen- dem Gebell auf und zerrte an seiner Kette. Von diesem Lärm erwachte Fanny, richtete sich auf, sah mich mit ihren großen Weisenaugen einen Moment verwundert an und sagte: „Ach, wir sind zu Hause! Wie gut Du bist, Berthold, und wie schön ich geschlafen habe.“

Ich setzte die Kleine auf die Erde nieder. „Mama,“ rief sie, „sei nicht böse. Ich wollte so gern einmal in den Wald und die Hasen besuchen. Da bin ich hinten aus dem Garten hinausgelaufen, über die große Wiese gerade hinein. Aber dann fand ich nicht mehr zurück und habe doch auch keinen einzigen Hasen gesehen. Als ich weinte, kam Berthold und hat mich hinausgeführt und als ich müde wurde, hat er mich getragen. Aber Mamachen, sei nicht böse, ich werde gewiß nicht mehr allein fortlaufen.“

Die Dame beugte sich nieder, küßte die Kleine auf die Stirn und sagte: „Du weißt, Fanny, es ist sehr häßlich, wenn Kinder ungehorsam sind.“

Dann wandte sie sich zu mir, reichte mir die Hand und sagte: „Haben Sie herzlichen Dank, mein Herr, für Ihre große Liebenswürdigkeit. Und nicht wahr, da Sie ganz sicher noch

nicht zu Abend gespeist und vielleicht auch noch einen weiten Weg vor sich haben, so machen Sie mir die Freude, eine Tasse Thee mit mir zu nehmen?"

Ehe ich noch etwas erwidern konnte, hatte sie die müde, kleine Fanny auf den Arm genommen und sich dem Hause zugewandt, mich durch eine Handbewegung auffordernd, ihr zu folgen, was ich verlegen that, weil ich nicht den Muth hatte, zu gehen. Auf der Veranda hielt sie mir das kleine Mädchen noch einmal entgegen, indem sie sagte: „Wünsche dem Herrn eine gute Nacht, Fanny, und danke ihm.“

„Gute Nacht, Berthold,“ sagte die Kleine halb schlafbehangen und hielt mir das rothe Mündchen zum Kusse hin. Und ich küßte sie und sagte auch: „Gute Nacht, liebe, kleine Fanny.“

Dann saß ich in dem kleinen, traulichen Speisezimmer der Mutter gegenüber, einer etwa sechsundzwanzigjährigen Frau, mehr anmuthig einnehmend, als schön, mehr liebenswürdig und fein gebildet, als geistreich.

Als ich mich eine Stunde später empfahl, reichte sie mir die Hand und sagte: „Sie wissen gar nicht, von welch' schmerzlicher Sorge Sie mich durch Ihre Güte befreit. Darf ich hoffen, daß Sie meine kleine Fanny nicht ganz vergessen werden, und darf ich Sie bitten, mein Haus als das Ihre zu betrachten? Sie werden darin stets herzlich willkommen sein.“

Troßdem ging ich durchaus nicht mit der Absicht, wiederzukommen, und ich hätte es wohl auch kaum gethan, hätte ich die wunderbaren Augen der kleinen Fanny vergessen können. Aber überall schauten sie mich an: beim Studiren, beim fröhlichen Gelage mit den Kommilitonen, selbst wenn ich die Augen schloß, überall verfolgten mich diese tiefen veilschblauen Kinderaugen. Deshalb stand ich gar bald wieder vor der rothen Villa und in nicht langer Zeit war ich ihr täglicher Gast. Ich spielte mit der kleinen Fanny und half ihr auch, die ersten Kämpfe und Schwierigkeiten, welche das Besenlernen kostete, siegreich überwinden. Es war, als habe der tiefe Blick dieser Kinderaugen mich in einen Bann geschlagen, daß ich mir schon am Abend auf dem Heimwege ausmalte, wie sie mir am anderen Tage jubelnd entgegenspringen und an mir empor klettern würde, um die Arme um meinen Hals zu schlingen und ihre frische Wange einen Augenblick an die meine zu drücken.

So verging Jahr auf Jahr. Ich hatte meine Examina glücklich bestanden und mußte für drei Jahre H. verlassen, aber es traf sich so glücklich, daß auch Fanny gerade diese drei Jahre in einem Pensionat zubringen mußte. Als wir uns dann wiedersehen in der kleinen, rothen Villa, da war Fanny fast erwachsen. Die wilden Locken waren in ein Paar dicke Zöpfe geflochten und hingen über den Rücken hinab. Die Kleider waren lang und sie hatte gelernt, sich so anmuthig zu bewegen, daß ich sie erstaunt und entzückt zugleich betrachtete. Sie streckte mir die Hände entgegen und sagte mit einer leichten Neigung des lieblichen Kopfes: „Ach, guten Tag, Herr Rosen,

seien Sie willkommen.“ In ihren Augen, in diesen wunderbaren Augen, die ich nie zu vergessen vermocht, aber blitzte dabei solch ein Strahl jubelnder Freude auf, wie er mir vor Jahren aus denen des Kindes entgegengeleuchtet. Und ich schloß die kleinen Hände in die meinen und erwiderte den Gruß: „Willkommen, herzlich willkommen in der Heimath, Fräulein Berg.“

Wir hatten uns ziemlich befangen gegenüber gestanden, aber es dauerte nicht lange, so war ich in der kleinen Villa wieder ständiger Gast, und das alte vertrauliche Verhältniß von neuem zwischen uns hergestellt.

Ich hatte bei meiner Rückkehr in H. auch meinen liebsten Freund und Studiengenossen wiedergefunden und unsere Freundschaft, unser Verkehr wurde immer vertraulicher. Ich schätzte Gabriel, ja ich kann sagen, ich liebte ihn herzlich. Er war etwa ein Jahr älter als ich und verband mit einem außerordentlich bestechenden Aeußern ein so liebenswürdiges, einnehmendes Wesen, so reiche Begabung und so umfangreiche Kenntnisse, daß er sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Das Einzige, was ich an ihm zu tadeln fand, war, daß er keinen festen Beruf erwählte, sondern einfach seinen Neigungen lebte, die ihn bald dieser, bald jener Wissenschaft oder Kunst zuführten. Seine Verhältnisse erlaubten ihm ein solches Leben allerdings, aber ich war von früh auf zu sehr Freund einer geregelten Thätigkeit, um dies billigen zu können. — Da ich alle Freuden doppelt genoß, die ich mit ihm theilen konnte, so erwirkte ich mir bei Fanny's Mutter, die ich in ihrem stets freundlichen harmonischen Wesen bewundernd verehrte, die Erlaubniß, meinen Freund bei ihr einführen zu dürfen. Von diesem Tage begleitete Gabriel mich fast ohne Ausnahme dahin. Wie freute ich mich, daß er von dem gleichen wohligen Gefühl überkommen wurde, wie ich selbst, sobald wir nur durch die kleine Gitterthür traten! Fanny hatte ihn freundlich heiter empfangen, aber bald nahm ich eine gewisse Zurückhaltung in ihrem Betragen gegen ihn wahr. Ja, ich begegnete bisweilen einem fast scheuen Blick, mit dem sie ihn betrachtete, während sie gegen mich stets die gleiche, herzlich offene Vertraulichkeit zeigte. So verging ein Jahr, in dem ich mit entzückten Blicken der allmäligen Entfaltung der süßen Mädchensknoxe zuschaute.

Mein Vater, den ich Jahre hindurch nicht gesehen, war da zu mir nach H. gekommen und wie natürlich, wollte er der Dame des Hauses, wo ich so gütig aufgenommen worden, seinen Dank für die seinem Sohne erwiesene Freundlichkeit aussprechen. Ich zählte damals sechs und zwanzig Jahre und mein Vater mit seinen drei und fünfzig Jahren war noch immer ein schöner Mann von hoher Gestalt. Er hatte seinen Aufenthalt in H. nur auf wenige Tage festgesetzt. Doch dehnte er ihn immer mehr aus und brachte mit mir und Gabriel die Nachmittage häufig in der Bergschen Villa zu.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lotterielooß.

(Eine Berlinische Geschichte nach der „B. B. Z.“)

Es ist nun schon einige Zeit her, da sollte in Stettin eine große Verloosung von Pferden und Equipagen stattfinden. Die Loose wurden in der bekannten Weise angepriesen und wohl auch abgesetzt. Wer seinen Thaler bezahlt hatte, sah sich im Geiste schon mit Bieren lang durch die Hofsäger-Allee kutschiren — zum Mindesten aber trabte er auf einem Fortuna-Rasse-Pferde durch den Reitweg der Belle-Alliance-Straße und lächelte mittheilend auf die armen Fußgänger hernieder, sofern ihn nämlich die schaukelnde Bewegung zum Lächeln kommen ließ. In der Belle-Alliance-Straße wohnten auch die Helden der kleinen Lotterie-Geschichte, die wir hier nach glaubhaften Mittheilungen erzählen wollen. Der Eine, ein kreuzbraver Schuhmacher, hatte mit seinem Freunde, einem nicht minder ehrenwerthen Klempner, noch am Tage vor der Ziehung zusammengegeschossen, und beide waren mit den in solcher Weise aufgebrauchten drei Mark zum nächsten Cigarrenladen gezogen, um ein Loos

zu der Pferde- und Equipagen-Lotterie zu erstehen. Dabei war's natürlich etwas umständlich zugegangen. Dem Klempner gefiel die Nummer nicht, welche der Schuster gezogen und dieser wieder hatte ein Vorurtheil vor der Klempnerischen Nummer. Schließlich ließ man den gelehrigen Pudel des Rauchwaarenhändlers ziehen und dieß Loos behielten denn auch die Spielgenossen.

Der folgende Tag war ein Montag — ein „blauer“ für unsere Freunde, die nicht durch Arbeit den Tag entheiligen mochten, der sie möglicherweise zu Equipagen-Besitzern machen konnte. Nicht machen konnte, sondern sie thatsächlich dazu werden ließ! Denn der erste Gewinn, der gezogen wurde, fiel auf die Nummer unseres Spielkonsortiums! Sie hatte eine Langbaum-Kutsche mit zwei prächtigen Pferden gewonnen.

Klempner und Schuster kannten sich nun selber nicht vor Freuden!

Dem blauen Montag folgte ein noch blauerer Dienstag, welcher dazu diente, nach Stettin zu dampfen behufs Empfangnahme der gemeinschaftlichen Kutsche. Man hatte zu diesem Zwecke zuerst sich wechselseitig anzupumpen versucht und da dies sich als unausführbar erwies, kramte man zusammen, was irgendwie an baarem Gelde aufzutreiben war und fuhr selbster vierter Klasse nach der Hauptstadt des schönen Pommerlandes.

Staunend standen der Klempner und der Schuhmacher vor „ihrer“ Equipage. So großartig hatten sich die Beiden das Gefährt nicht gedacht. Da getraute man sich ja nicht, hineinzusteigen. Und diese Pferde! Waren das feurige Thiere! Der Schuster und der Klempner schritten wohl ein halbes Duzend Mal um das Behikel herum, bevor sie es wagten, zunächst auf den Kutscherbock zu klettern. Aber Besitz giebt Bewußtsein! Und so fühlten sich die Beiden sehr schnell in ihrer ganzen Würde. Der Schuster hatte schon nach der Peitsche und der Klempner nach der Leine gegriffen. Indessen die edlen Thiere waren an so jähe Bewegungen nicht gewöhnt — die Peitsche ließen sie sich nun schon gar nicht gefallen. So wären sie denn beinahe mit ihren beiden Lenkern durchgegangen, wenn nicht ein Pferdehändler ihnen in die Zügel gefallen wäre. Schnell die Situation überblickend, bot er den beiden Leuten zuerst tausend, dann fünfzehnhundert, zuletzt achtzehnhundert Thaler für das Gespann. Je mehr er bot, um so ablehnender verhielten sich der Klempner und der Schuster — sie wollten die Equipage überhaupt nicht verkaufen; wenigstens nicht, bevor sie nicht ihre beiderseitigen Familien darinnen spazieren gefahren hätten. Dagegen nahmen sie bereitwilligst ein Darlehn an, welches ihnen der gewiegte Kofstämmer gegen gemeinsam unterzeichneten Wechsel antrug. Mit zusammen 300 Thalern in der Tasche machten sie sich auf die Reise nach Berlin. Anfangs wollten sie eigentlich per Aze nach Hause gelangen. Das redete ihnen aber der vorsichtige Pferdehändler aus: Die Chaussee wäre nicht gut und daheim warte man schon mit Schmerzen auf die Ankömmlinge. Das that man denn auch wirklich. Am Mittwoch fuhr der Schuster die Seinen aus, am Donnerstag kutschte der Socius mit seinem „Bau“ durch die Thiergartenstraße. Dann regnete es an einem Tage und da keiner dieser

beiden Kutschenbesitzer diesen Tag verlieren wollte, so einigte man sich dahin, daß am Sonnabend beide Familien in den zweiten Bauch des Wagens gepfercht wurden. Dabei hatte denn aber die Frau des Schusters den Rücksitz einnehmen müssen und des Klempners siebenter Junge wäre fast vom Bock herabgestürzt — lauter Umstände, die dem Frieden wenig zuträglich waren. Meinungsverschiedenheiten waren auch schon darüber entstanden, wer die Pferde putzen, wer den Wagen reinigen, wer Futter und Wasser besorgen, wer die Stallung verschließen und gewissermaßen die Aufsicht behalten sollte. Diese Differenzen spitzten sich sogar sehr lebhaft zu, als es sich nach etwa acht Tagen darum handelte, Miethe für den Stall zu bezahlen. Die hundertfünfzig Thaler waren natürlich inzwischen verbraucht, da man ja vor dem großen Spielzeug nicht zum Arbeiten kam. Da geschah es eines Sonntags, daß der Schuster kutschte und daß ihm, weil er nichts vom Fahren verstand, ein Pferd stürzte. Es hatte sich schwer verletzt und mußte auf der Stelle getödtet werden. Selbstverständlich behauptete der Klempner, es sei des Schusters Pferd, welches gefallen — seines aber, das Uebriggebliebene, gebe er nicht mehr her. Als er Tags darauf ausfahren wollte, hatte der Schuster die beiden Hinterräder vom Wagen abgedreht: mit seinem Antheil konnte er doch thun, was er wollte! Und täglich fand der Unfriede neue Nahrung und lange, lange Zeit wurde wenig oder gar nicht mehr gearbeitet. Inzwischen war auch das eine Pferd, welches man ja nicht zu behandeln wußte, heruntergekommen und auch der Wagen hatte schwer gelitten. Noch einmal vertrugen sich der Klempner und der Schuster; sie versuchten ihren leidigen Gewinn zu versilbern. Aber nun bot man ihnen weder fünfzehnhundert, noch tausend, sondern dreihundert Thaler. Ehe jedoch der Kauf perfekt wurde, war auch der Wechsel fällig und der Inhaber desselben erstand Pferd und Wagen für sein Accept. Schuster und Klempner aber prügelten sich um den Besitz der — Peitsche, welche der Kofstamm nicht miterworben hatte.

Die Geschichte mag nicht eben originell klingen, aber sie soll wahr sein und man kann auch etwas aus ihr lernen: Spiele nie mit einem Anderen gemeinschaftlich ein Loos! Denn es könnte — gezogen werden!

Professor Legrand de Saulte, der berühmte, der Pariser Polizeipräfektur attachirte Irrenarzt, hielt kürzlich in der Salpêtrière einen Vortrag über die Geisteskrankheiten, die während der Belagerung von Paris im Jahre 1870/71 vorgekommen sind. Der Vortragende ging von dem Satze aus, daß politische Ereignisse an sich nicht geeignet seien, Geisteskrankheiten hervorzurufen, daß sie aber den Ausbruch derselben bei schon ohnehin schwachen und für diese Krankheit empfänglichen Gemüthern häufig beschleunigen. Besonders aber wirkten politische Ereignisse dahin, gewisse besondere Formen der Geisteskrankheit zu entwickeln, die sich an die augenblickliche Lage anlehnen. Dementsprechend boten die verschiedenen Zeitabschnitte des Krieges in der Belagerung auch verschiedene besonders häufige Formen der Geisteskrankheit. So bemerkte man nun, daß unmittelbar nach der Kriegserklärung die Zahl der Fälle unter den Durchschnitt erheblich zurückging, daß aber unter den vorkommenden der sogenannte Säuferwahnsinn unverhältnißmäßig sehr stark vertreten war, was Legrand auf die allzu scharfen Trunkgelage der zu den Waffen einberufenen Mannschaften zurückführt. Dies Verhältniß erfuhr nach den ersten Niederlagen, namentlich nach Sedan, eine plötzliche Aenderung: die Kranken litten meist an einer schweren und angstvollen Melancholie, und wenn sie auf das Depot gebracht wurden, zeigten sie fast immer eine überwältigende Angst und sahen nichts anderes als „Preußen“, die sie verfolgten und tödten wollten. — Als es in Paris an Lebensmitteln zu mangeln begann und Hunger und Entbehrungen in vielen Familien ihren Einzug hielten, trat die Krankheit als Wahnsinn aus Abschwächung ein. In der ersten Zeit waren ihre Symptome ein stilles, oft von melancholischen Anfällen durchbrochenes Delirium, in dem Maße aber, wie die Ursache sich verschärfte, ging auch dieses Delirium in einen wilderen Zustand über. Wuthausbrüche, Mordversuche der Irren wurden bemerkt, und namentlich trat diese Form bei den Frauen der Arbeiter, der kleinen Beamten und Handwerker hervor. Die Männer, die täglich 1½ Frcs. als Nationalgardien ausgezahlt erhielten, waren dem Wahnsinn aus Schwäche und Erschöpfung weniger ausgelegt, aber da auch sie Nahrungsmittel nur schwer erhalten konnten, während Wein in Hülle und Fülle vorhanden war, so ergaben sie sich dem Trinken, so daß während der ganzen Belagerung an Säuferwahnsinn in allen seinen verschiedenen Formen kein Mangel war. Gleichzeitig brach auch der Erfindungswahnsinn in sonst unerhörtem Verhältniß aus, und die wunderbarsten Mittel, um Paris vom Feinde zu befreien, wurden der Regierung angeboten. Die einen erfanden ein alles Dagegenüber übertreffendes Schießpulver, die andern ein Gas oder eine merkwürdige Flüssigkeit, mit der sie die Preußen vernichten wollten, zu

Hundertern, zu Tausenden und selbst zu Millionen. Alle verlangten eine Audienz beim General Trochu und das Ergebniß derselben war fast immer, daß man sie als wahnsinnig einsperren mußte. Gegen Ende der Belagerung und während der Beschießung zeigte sich ein Rückfall in diejenige Krankheitsform, die man nach Sedan beobachtet hatte, nur traten dieselben Symptome, Melancholie, Zittern, Weinen noch stärker auf als vorher. „Das war gewiß der von Herrn von Bismarck erwartete psychologische Moment.“ Die Tollen hatten eine entsetzliche Angst und schrien immer: „Die Preußen, tödten mich, tödten mich, da sind sie!“ Auch nach Beendigung der Belagerung hielt der Wahnsinn noch in Gestalt von Hunger- und Säuferwahnsinn seine Mähernte, der Erfindungswahnsinn aber erschien in einem neuen Kleide. Es handelte sich nicht mehr um Mordmaschinen gegen den Feind, sondern um Bezahlung der Kriegsentschädigung. So schlug einer Herrn Thiers vor, er werde für fünf Milliarden falsche Banknoten anfertigen, die man dann den Preußen, die es natürlich nicht merken würden, geben könnte, während ein anderer sich stark machte, Bankstücke so zu vergolden, daß die Preußen sie als echte Napoleons nehmen würden. Der eine wollte die Entschädigung durch eine Besteuerung der Zunggesellen aufbringen, und noch einer versiel zur Deckung der fünf Milliarden auf das höchst einfache Mittel, sämtliche Steuern abzuschaffen. — Im Uebrigen waren mit den Leiden der Belagerung noch nicht ihre Folgen beseitigt, die heute noch vielfach nachwirken. So ist der zunehmende Alkoholismus ein Erbtheil jener Zeit, und namentlich soll das seitdem vorher bei den Frauen aus dem Volke ganz ungewöhnliche Trinken sehr zugenommen haben. Das Geschlecht aber, das während der Belagerung empfangen und geboren wurde, soll zum Theil sehr schwach, hinfällig und mit körperlichen Schwächen beladen sein, und man nennt noch heute diese schwächlichen Menschen „enfants du siège“. Es ist dieses traurige Ergebniß auch leider kein Wunder: die Männer betrunken, die Frauen schlecht genährt und durch die kriegerischen Ereignisse in fortwährender Angst und Aufregung. Sehr viele Kinder starben, für andere wäre es besser gewesen, wenn sie dieses Loos getheilt hätten.

Einbildung. „Ich ersticke, so heiß ist es in diesem Hotelzimmer,“ rief in dunkelster Mitternacht eine hochgebildete Gattin ihrem Ehekreuze zu. „Bitte, öffne das Fenster.“ — Der Gatte tapfte stöhnend zum Fenster. „Ich bekomme es nicht auf.“ — Sie fängt an zu weinen. — Er in seiner Verzweiflung schlägt eine Scheibe ein und ruft: „Da hast Du Luft!“ — „Dem Himmel sei Dank, Eduard,“ lispelt sie und schläft wonnig ein. Am andern Morgen beleuchtet die aufgehende Sonne eine zerbrochene Scheibe in einem Buffetpinde.